

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Müller, E[mil] R.: Der Wusterhausener Landsturm und die Schlacht bei
Stüdenitz

Der Wusterhausener Landsturm und die Schlacht bei Stüdenitz

Haben Sie, lieber Leser, schon einmal etwas von einer Schlacht bei Stüdenitz im Freiheitskrieg 1813 gehört oder gelesen? Vermutlich nicht! — Der damalige Kommandeur des Wusterhausener 12. Landsturmbataillons, Major Jesse, behauptete jedoch, daß sie stattgefunden hätte und mit viel Umsicht und Tapferkeit siegreich geschlagen worden wäre. Und seine Worte als Hauptmitkämpfer dürfte man doch wohl kaum anzweifeln. Aber lesen Sie selbst hierüber nachfolgende wahre Begebenheit:

Bekanntlich gab die Konvention von Tauroggen, die General York als Führer des preußischen Hilfskorps der Großen Armee Napoleons am 30. Dezember 1812 mit den Russen abschloß, den Anstoß zur Erhebung Preußens gegen das französische Joch. Der Verfall und die Auflösung der französischen Armee mit ihren Verbündeten und der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps am 3. Februar 1813 wurden in allen Kreisen mit ungemeinem Jubel aufgenommen. Am 28. Februar kam dann der preußisch-russische Bündnisvertrag zustande. Es folgte nunmehr Schlag auf Schlag, die Kriegserklärung am 16. März 1813 an Frankreich, und am nächsten Tage der „Aufruf an mein Volk“.

Etwas später, am 22. April 1813, folgte der Befehl zur Organisation des Landsturms. Das Land wurde zu diesem Zweck in Bezirke eingeteilt, wovon der Wusterhausener mit 21 Ortschaften der zwölfte wurde. Der Aufruf zur Bildung des Landsturms betraf alle männlichen Personen vom 16. bis zum 60. Lebensjahr, soweit sie nicht anderweitig Verwendung fanden. Die bereits in Wusterhausen bestehende Bürgergarde, schimpflicherweise auch „Rauhbeine“ oder „Raufbolde“ genannt, die ihre Verwendung nur in Friedenszeiten finden sollte, löste man auf. Sie trat aber fast geschlossen in den Landsturm über.

Dem Landsturm fiel die Aufgabe zu, versprengte und zurückgebliebene Franzosen, die dem Marsch ihrer Truppe nicht mehr folgen konnten, abzufangen, die Bevölkerung vor Streifkorps — auf eigene Faust requirierende und als Vagabunden sich herumtreibende Soldaten — zu schützen. Der Landsturm hatte ferner die Aufgabe, dem Feinde nur allen erdenklichen Schaden zuzufügen. Der Sammelpunkt der Reste der geschlagenen



Aufn.: A. Ücker, Perleberg

Perleberg, Blick vom Hohen Ende zur Poststraße

und vernichteten „Großen Armee“ war das bis an die Elbe grenzende Land Westfalen.

Die Bekleidung und Bewaffnung mußte sich jeder Landsturmmann selbst besorgen. Mittel hierfür und für die Beschaffung von Ausrüstungsgegenständen gab es nicht und konnten auch nicht aufgetrieben werden. Für die Mehrheit, die Pikenträger, bestand die Bewaffnung aus einer Pike mit schwarz-weißem Fähnchen und einem möglichst mit Eisen beschlagenen Knüppel. Wer eine Flinte oder Büchse aufreiben konnte, wurde den Schützen eingegliedert. Den kleineren Teil machte die Kavallerie aus, die mit eigenem Pferd, gleichfalls mit einer Pike und, wenn irgend möglich, mit Säbel und Pistole auszurüsten war. Die Befehlsgewalt des 12. Landsturmbataillons übte nach Anweisung des Gouvernements der Stadtrichter und frühere Prokonsul Johann Georg Jesse von Wusterhausen aus, der ein besonderes Vertrauen der oberen Instanzen besaß. Nachdem beim ersten Appell der Treueid, nach welchem sich jeder als treuer und braver Landsturmmann zu zeigen und dem König und Vaterlande mit Gut und Blut zu dienen hatte, von allen Beteiligten abgenommen und die Kriegsartikel

verlesen worden waren, wurde regelmäßig sonntags und mittwochs geübt und exerziert.

Während der Landsturm in den westlichen Bezirken sich schon voll mit den ihm übertragenen Aufgaben befaßte und sogar mit Hilfe von Kosakentrupps von Havelberg aus Vorstöße über die Elbe unternahm und dort Spitzel und Spione aushob, aber auch Bauern und Tagelöhner mit Dreschflegeln und Wagenrungen wie in Blumenthal zur Selbstverteidigung übergingen, lag das Wusterhausener Bataillon immer noch in Reserve oder Ruhe, exerzierte und übte.

Doch dann am 23. August, die Schlacht bei Großbeeren war im vollen Gange, der Kanonendonner war in Wusterhausen deutlich zu hören, wurde „Generalmarsch“ geschlagen. Die Franzosen, so hieß es, wären, von Magdeburg kommend, im Anmarsch. Sie wären bei Sandau über die Elbe gesetzt, wollten Berlin vom Norden her angreifen und diese Gegend hier besetzen. Vortruppen hätte man schon in Stüdenitz gesichtet. Jetzt, in dieser ernsten Stunde, trat bei den einzelnen Landstürmern eine allgemeine Kopflösigkeit ein. Einer konnte seinen Brotbeutel, der andere seine Stiefel und ein weiterer der alarmierten Männer sogar seine Pike nicht finden. Ein fürchterliches Abschiedsgeheul, so berichtet uns der Chronist, soll es gegeben haben. Frauen und Mädchen liefen ihren Männern und Söhnen nach, umarmten und küßten sie, heulten und schrien, gaben wohlgemeinte und gute Ratschläge, auch solche, wo und wie man sich verstecken und was man beten sollte, damit die feindliche Kugel nicht träfe. Mutter Hingsten wußte sogar von einer hohlen Weide irgendwo bei Stüdenitz, in der sich ihr Jochen verkriechen sollte, wenn die Franzosen schossen.

Wenn auch mit Verzögerung, so konnte sich der Haufen — mehr Räuberzivil als Militär — endlich in Bewegung setzen, um sich bei Schönermark, wie im Alarmfall vorgesehen, mit den anderen Teilen des Regiments zu vereinen. Je näher man dem Marschziel kam, je kleinlauter wurden die einzelnen Marschierer. Schließlich sprach keiner mehr ein Wort, jeder mag sich nur noch mit der nun bevorstehenden Gefahr beschäftigt haben.

In Stüdenitz war jedoch von einem Durchbruch der Franzosen und von einem Marsch auf Berlin nichts bekannt. Angeblich wäre ein Franzose gesehen worden, der sich aber fluchtartig in Richtung Elbe davongemacht hätte. Genaueres, wo er gesehen worden sei und wie er ausgesehen habe, konnte jedoch niemand angeben. Als sich dann das Gerücht, das die Veranlassung zum Abmarsch gab, tatsächlich nicht bestätigte und auch die Siegesnachrichten von Großbeeren in Windeseile von Dorf zu Dorf getragen wurden, bestand kein Anlaß mehr, den Landsturm im Kriegszustand zu belassen. Man gab den Rückmarschbefehl. Aber wie doch so ganz anders gestaltete sich der Heimmarsch gegenüber dem Ausmarsch. Die Krüge und Materialhandlungen wurden gestürmt, Schnapsflaschen gingen von Mund zu Mund. Es wurde geschrien und gesungen, viele rühmten sich ihres

Mutes und ihrer Tapferkeit, die im Redeschwall von anderen Mitstreitern weit übertroffen wurde. Es war schwer, die Disziplin nur noch einigermaßen aufrechtzuerhalten. Und der Kommandeur Jesse war nirgends zu finden. Erzählt wurde, daß er dem flüchtenden Franzosen nachgesetzt wäre.

Inzwischen mußte sich der Heimmarsch des Landsturms in Wusterhausen und in den anderen Gemeinden herumgesprochen haben. Frauen eilten ihren Männern entgegen, durchbrachen die Marschlinie, hakten sich ein und griffen wohl auch zu der ihnen gebotenen Schnapsflasche. Es war nur noch ein wüster, undisziplinierter Haufen, der schreiend und gröhrend die Landstraße entlangzog, wobei die mitmarschierenden Frauen die Männer im Kreischen oftmals weit übertrafen. Der Sieg mußte gefeiert werden, und er wurde dann in den heimatlichen Krügen bis zur Bewußtlosigkeit weitergefeiert. Schlägereien blieben nicht aus, mit Stuhlbeinen wurde geschlagen, Biergläser flogen durch die Schankstube und durch die Fenster, und auch die eisenbeschlagenen Knüppel traten in Tätigkeit. 32 schwer- und leichtverletzte Mitstreiter der Schlacht bei Stüdenitz mußten, teils sogar mit lebensgefährlichen Verletzungen, in ihre Behausungen geschleift werden. Einige hatten dabei ihr Augenlicht verloren.

Ein neuer Einsatz des Wusterhausener Landsturms war auf Grund der weiteren kriegerischen Ereignisse nicht mehr erforderlich. Aber noch jahrzehntelang wurde von dem 24stündigen Feldzug nach Stüdenitz und von den tapferen Streitern in den Krügen und den Spinnstuben erzählt und viel darüber gelacht.

Als einige Jahre nach Friedensschluß in Wusterhausen ein Kriegsteilnehmertreffen aufgezo-gen wurde und die Krieger von weit und breit aus der näheren und weiteren Umgebung sich zu diesem Wiedersehen einfanden, war auch der ehemalige Kommandeur des 12. Landsturmbataillons, Jesse, zugegen. Und wie es bei solchen Zusammenkünften stets zunging, sprach man von gemeinsamen Erlebnissen, von überstandenen Strapazen und Gefahren, von Dennewitz, von Leipzig, Ligny, Paris, dazu wurde getrunken und ie Ereignisse oftmals verschönt und verherrlicht aus der Vergessenheit aufgefrischt. Einer der eifrigsten Erzähler hierbei war der Kommandeur Jesse. Er konnte es nicht unterlassen, immer und immer wieder sich seiner Tapferkeit und seiner Umsicht in der Schlacht bei Stüdenitz zu rühmen. Die Tischkameraden stießen sich an, zuckten mit den Achseln, von einer Schlacht bei Stüdenitz hatte bisher niemand etwas gehört. Ein bärtiger ehemaliger Jägerleutnant, geschmückt mit preußischen und russischen Ehrenzeichen, fragte darauf den Jesse bescheiden, wieviel Franzosen er denn vor sich gehabt, die er mit soviel Tapferkeit bekämpft hätte. Dem Jesse schien die Frage etwas unvermutet gekommen zu sein, aber trotzdem antwortete er im lauten Kommandoton: „Einen!“ — „Und was war mit dem einen Franzosen?“ so ging das Wortspiel des Fragenden

weiter. „Ich habe ihn totgeschossen!“ Ein allgemeines Gelächter war die Antwort. Auf die weitere Frage eines bisher am Gespräch nicht beteiligten Festteilnehmers, ob der Franzose auch tatsächlich ganz totgeschossen wurde, sprang Jesse auf und schrie den Fragesteller an: „Ganz tot, ganz tot — Sie Naseweis!“ und verließ eiligst, immer noch vor sich hinmurmelnd „ganz tot, ganz tot“, den Saal.

Wie bereits erwähnt, war Johann Georg Jesse früher Prokonsul, also zweiter Bürgermeister und gleichzeitig auch Stadtrichter von Wusterhausen gewesen. Seine Rechtssprüche und sonstige Manipulationen hatten ihm erhebliche Kapitalien verschafft. Großspurig und auf sein Geld pochend, wollte er es dem Adel unbedingt gleichtun. Aus diesem Grunde kaufte er das bereits total heruntergewirtschaftete Rittergut Bückwitz, das dann auch weder er noch sein Verwalter halten konnte. Aber mit dem Kauf war er auch der Patronatsherr der Kirche geworden. In dieser ließ er trotz Proteste der Gemeinde und auch des Pfarrers an sichtbarer Stelle einige Waffen, wie Lanze, Offiziersdegen, Dolch, Karabiner u. a., und darunter eine Tafel mit goldener Schrift anbringen. Die Tafel zeigte das Phantasiewappen des Jesse und darunter stand:

„Diese Waffen führte der Unterzeichnete als Major und Commandeur des 12 t Landsturm-Battaillions in den Jahren 1812, 13, 14 und 15.

Bückwitz den 1 t Juni 1817

Johann George Christian Jesse

als gewesener Major und Commandeur“

Mit dem Umbau der Kirche im Jahre 1838 verschwanden die Waffen. Niemand wußte wohin. Es hatten sich hierfür Liebhaber gefunden.

Ohne heute auf die weiteren verrückten Ideen einzugehen, die auf Veranlassung Jesses von seinen Untertanen ausgeführt werden mußten, läßt sich schon allein aus dem bisher Geschilderten ersehen, daß Jesse bereits zu seiner Kommandeurzeit geistesgestört war. Und ein solcher Mann besaß das besondere Vertrauen der königlichen Regierung und des Gouvernements. Sollte dieser Zustand Jesses in den verstaubten Amtsstuben der höheren Stellen nicht bekannt gewesen sein? Aber auch nicht einer seiner Unterführer brachte den Mut auf, der vorgesetzten Dienststelle von der Unfähigkeit ihres Kommandeurs Meldung zu erstatten. War das schon der neue Zeitanbruch? Man könnte wohl eher glauben, daß diese Erscheinung einer längst vermoderten und vergilbten Zeitepoche angehörte.

Der gewesene Kommandeur des Wusterhausener Landsturmbataillons ist dann Jahre später, nachdem er das biblische Alter erreicht und noch oft in seiner Geistesverwirrung von der Schlacht bei Stüdenitz und von seinem Mut und seiner Tapferkeit gesprochen hatte, vollständig verarmt in einer Irrenanstalt gestorben.